

(Nachdruck verboten.)

34]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Hef.

„Feste, Nisiphor, feste,“ erwiderte ihm mit vollen Akkorden der Chor, den Dsadschi mit seiner weichen, mächtigen Stimme zusammenhielt und gleichsam wärmte.

Wetfin dirigierte mitten auf dem Tische stehend und über den Sängern die Hände haltend. Er machte bald fürchterliche, bald freundliche und ermunternde Blicke, zischte die an, die verkehrt sangen, und hielt die allzulaut Singenden durch ein kaum merkliches Zittern seiner ausgestreckten Hand zurück.

„Stabskapitän Deschtschenko, Sie singen falsch! Ihnen steckt ein Reibeisen in der Kehle. Schweigen Sie!“ schrie Dsadschi. „Meine Herren, schweigen Sie doch alle! Lärmen Sie nicht, wenn wir singen.“

„Als ein reicher Bauer einmal Eis aß . . .“ sang Wetfin weiter. Der Tabaksqualm schnitt in die Augen. Das Wachs auf dem Tische war klebrig, und Romaschow fiel ein, daß er sich heute abend nicht die Hände gewaschen hatte. Er ging über den Hof in die sogenannten „Offiziersnummern“ — dort stand stets ein Waschbecken. Es war eine öde, kalte, eisenstrige Kammer. An der Wand standen, durch einen kleinen Schrank, wie in einem Krankenhause, getrennt, zwei Betten. Die Wäsche in ihnen wurde nie gewechselt, wie auch der Fußboden im Zimmer niemals aufgewischt und der Raum selbst nie gelüftet wurde. Davon stand in den Zimmern stets ein muffiger, schmutziger Geruch von lange getragener Wäsche, saurem Tabakqualm und Schmierstiefeln. Das Zimmer diente als zeitweilige Behausung für Offiziere, die aus entfernten Quartieren zum Regimentsstab kamen. Aber für gewöhnlich wurden hier an Gesellschaftsabenden mit Vorliebe betrunkene Offiziere, zwei, sogar drei in einem Bett, untergebracht. Deswegen hatte der Raum die Bezeichnung „Totenkammer“, „Leichenhaus“ und „Morgue“. In diesen Worten lag eine unbewußte, aber schreckliche Ironie, weil sich, seitdem das Regiment in dieser Stadt lag, in den Offiziersnummern gerade in diesen zwei Betten schon mehrere Offiziere und ein Burtsche erschossen hatten.

Als Romaschow in die Totenkammer trat, saßen am Kopfende der Betten neben dem Fenster zwei Menschen. Sie saßen ohne Licht in der Dunkelheit da, und nur an einem kaum hörbaren Geräusch bemerkte Romaschow ihre Gegenwart und erkannte sie mit Mühe, als er sehr dicht herantrat und sich über sie beugte. Es waren Stabskapitän Klodt, ein Alkoholiker und Dieb, dem das Rottenkommando genommen war, und Fähnrich Solotuchin, ein lang aufgeschossener, verlebter, schon kahlköpfiger Spieler, Radaubruder, Botenreißer und ebenfalls Trunkenbold, ein richtiger Typus der ewigen Fähnriche. Zwischen beiden auf dem Tisch schimmerte trübe eine Viertelflasche Branntwein und stand ein fast leerer Keller mit einer Brühe und zwei volle Gläser. Spuren irgendwelchen Imbisses waren nicht zu sehen. Die Sauffumpane schwiegen, als versteckten sie sich vor dem eintretenden Kameraden, und als er sich über sie beugte, blickten sie in der Dunkelheit schlaue lächelnd irgendwohin auf den Fußboden.

„Mein Gott, was machen Sie hier?“ fragte Romaschow erschreckt.

„L—st— . . .“ erhob Solotuchin geheimnisvoll mit warnendem Ausdruck einen Finger. „Warten Sie. Nicht stören.“

„Ruhig!“ sagte Klodt mit kurzem Flüstern.

Plötzlich donnerte irgendwo in der Ferne ein Wagen. Jetzt erhoben beide schnell die Gläser, stießen an und tranken beide gleichzeitig aus.

„Was ist das?“ rief Romaschow unruhig.

„Mein Freund,“ erwiderte Klodt mit viel sagendem Flüsterton: „Das ist unser erster Schluck. Beim Wagenrollen. — Fähnrich,“ wandte er sich an Solotuchin, „nun, worauf wollen wir jetzt trinken? Auf's Mondlicht?“

„Leg schon los,“ erwiderte Solotuchin und blickte durch das Fenster auf die schmale Mondichel, die niedrig und

traurig über dem Horizont stand. „Wart. Da heult vielleicht ein Hund. Still.“

So flüsterten sie sich zueinander hinbeugend, im finsternen Wahnsinn und in der Aberration ihres trunkenen Zustandes. Aus dem Speisezimmer aber drangen in diesem Augenblick gedämpfte, von den Wänden zurückgehaltene und infolgedessen harmonisch-traurige Klänge des Kirchenliedes, ähnlich einem fernen Grabgesang.

Romaschow schlug die Hände zusammen und griff sich an den Kopf.

„Meine Herren, um Gottes willen, hören Sie auf . . . das ist ja schrecklich,“ sagte er gequält.

„Scher Dich zum Teufel!“ brüllte plötzlich Solotuchin. „Nein, warte, Bruder! Wohin? Erst trink mal mit anständigen Leuten. Nein, Du überlistest uns nicht, Freund. Halten Sie ihn, Hauptmann, ich schließe die Tür zu.“

Beide sprangen vom Bett auf und machten sich mit wahnsinnigem, listigem Lachen daran, Romaschow zu fangen. Und alles zusammen — dieses dunkle, stinkende Zimmer, dieses geheimnisvolle, phantastische Trinken mitten in der Nacht ohne Licht, diese beiden verrückten Menschen — alles flöste Romaschow plötzlich einen unerträglichen, wahnsinnigen Schrecken ein. Er stieß mit durchdringendem Schrei Solotuchin weit zur Seite und sprang, am ganzen Leibe zitternd, aus der Totenkammer.

Sein Verstand sagte ihm, daß er nach Hause gehen müsse, aber infolge eines ihm unverständlichen, sonderbaren und sogar unangenehmen inneren Reizes kehrte er ins Speisezimmer zurück. Hier lagen schon viele auf Stühlen und Fensterbänken im Halbschlaf. Es war unerträglich heiß, und trotz der geöffneten Fenster brannten Lampen und Lichter ohne zu flackern. Die todmüde Dienerschaft und die Soldatenaufwärter schliefen im Stehen und gähnten alle Augenblicke, ohne den Mund zu öffnen, durch die Nase. Aber die allgemeine schwere Sauserei hörte nicht auf.

Wetfin stand schon wieder auf dem Tisch und sang in hohem, gefühlvollem Tenor:

„Schnell wie die Wellen
Fliehet unser Leben . . .“

Im Regiment waren viele Offiziere aus geistlichen Familien, und deswegen wurde selbst in Stunden der Trunkenheit gut gesungen. Die einfache, traurige, rührende Melodie adelte die gemeinen Worte. Und allen wurde plötzlich traurig und beklommen unter der niedrigen Decke, im muffigen Zimmer, in diesem engen, dumpfen und blinden Leben zumute.

„Stirbst, wirst begraben,
Wie du auch gelebt . . .“

sang Wetfin ausdrucksvoll, und von den Klängen seiner eigenen hohen und gerührten Stimme und der Empfindung allgemeiner Harmonie des Chors — traten in seine guten, dummen Augen Tränen. Arschakowski begleitete ihn vorsichtig. Um seine Stimme zum Vibrieren zu bringen, zapfte er sich mit zwei Fingern am Adamsapfel. Dsadschi intonierte mit dichten, schweren Klängen den Chor, und es schien, als wenn alle übrigen Stimmen wie in dunkeln Wellen in diesen tiefen Orgeltönen dahinslossen.

Als das Lied zu Ende war, schwieg man einen Augenblick. Bei allen stellte sich mitten im schweren Rausch ein Augenblick stillen Nachdenkens ein. Plötzlich begann Dsadschi mit tief auf den Tisch herabgefenkten Augen halblaut:

„Ihr Betrüebten, die ihr, auf schmalem Wege gewandelt und das ganze Leben wie ein Joch auf euch genommen habt . . .“

„Hört doch auf,“ meinte jemand verdrießlich. „Was soll dieses ewige Totenmesse-singen? Zum zehntenmal schon!“

Aber die übrigen hatten den Totengesang schon aufgenommen, und jetzt klangen in dem besudelten, bespuckten, rauchgefüllten Zimmer die reinen, hellen Klänge der Totenmesse des Johannes Damascenus, die von so heißem, innigem Weh, von so leidenschaftlichem Schmerz über das entflozene Leben durchdrungen sind:

„Kommt zu mir, die ihr mir im Glauben gefolgt seid, ich will euch erquicken, ich will euch Ehren und himmlische Kronen bereiten . . .“

Und alsbald fiel Artschafowsti, der den Gottesdienst so gut wie nur ein Krüfter kannte, mit dem Schlußruf ein:

„Wir bitten alle von ganzem Herzen . . .“

So wurde die ganze Totenmesse zelebriert. Als man aber zum letzten Aufruf kam, begann Dsadschi mit gesenktem Kopf, so daß der Hals anschwoll, mit sonderbaren, schrecklichen, traurigen und bösen Augen mit tiefer, wie Saiten eines Kontrabasses tönender Stimme zu singen:

„Nimm ihn auf in dein himmlisches, ewiges Reich, deinen entschlafenen Knecht Nikiphor . . .“ — Dsadschi flocht plötzlich ein abscheuliches, zynisches, aus drei Silben bestehendes Schimpfwort ein — „und gib ihm ewige Ruhe . . .“

Romaschow sprang auf und schlug wahnsinnig aus Leibeskräften mit der Faust auf den Tisch:

„Ich dulde das nicht! Schweigt!“ schrie er mit durchdringender, gequälter Stimme. „Was ist hier zu lachen? Kapitän Dsadschi, Ihnen ist gar nicht lächerlich, sondern weh und schrecklich zumute! Das sehe ich! Ich weiß, was Sie im Innern fühlen!“

Inmitten des allgemein plötzlichen Schreckens ließ sich nur eine Stimme zweifelnd vernehmen:

„Ist er betrunken?“

Aber dann sprangen sofort alle Anwesenden unter dumpfem Toben und Stöhnen auf und ballten sich in einen bunten, beweglichen, schreienden Haufen zusammen. Wetzkin sprang vom Tische und stieß mit dem Kopf gegen die Hängelampe; diese schaukelte in weitem, gleichmäßigem Bidsack, und die Schatten der hin und her eilenden Menschen wuchsen bald riesenmäßig an und verschwanden dann am Fußboden, verwickelten sich ineinander und liefen an den weißen Wänden und der Zimmerdecke hin und her.

Alles, was jetzt mit diesen losgelassenen, aufs höchste erregten, trunkenen, unglücklichen Menschen geschah, trat schnell, lächerlich und unwiederbringlich ein. Es war, als wenn ein böser, unsinniger, dummer, grimmiger Dämon die Menschen in Besitz genommen hätte und sie zwänge, häßliche Worte zu reden und unsinnige, verrückte Taten zu begehen.

In dem allgemeinen Wirrwarr erblickte Romaschow plötzlich ganz dicht neben sich ein Gesicht mit laut schreiendem, verzerrtem Munde, das er nicht gleich erkannte — so sehr war es entstellt und wutverzerrt. Es war Nikolajew, der ihm spuckend und nervös mit den linken Wadenmuskeln unter dem Auge zuckend zuschrie:

„Sie selbst beschimpfen das Regiment! Wagen Sie nicht, noch ein Wort zu sagen. Sie — und diese Kasanski . . .“

Jemand zog Romaschow vorsichtig zurück. Er wandte sich um und erkannte Wetzkin, machte sich aber sogleich wieder los und vergaß ihn. Gleich von dem, was in diesem Augenblick vor sich ging, sagte er leise und heiser mit qualvollem, wehem Lächeln:

„Was soll hier Kasanski? Oder haben Sie vielleicht besondere Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein?“

„Ich gebe Ihnen eins in die Schnauze! Schuft! Lump!“ schrie Nikolajew in hohem, brüllendem Tone. „Knecht!“

Er fuchtelte Romaschow mit der Faust vor dem Gesicht herum und machte drohende Augen, schlug aber nicht zu. Romaschow verspürte in Brust und Leib eine schmerzliche, ohnmachtähnliche Erstarrung. Bis jetzt hatte er gar nicht bemerkt oder gleichsam vergessen, daß er die ganze Zeit über in der rechten Hand irgend einen Gegenstand hielt, und plötzlich klatschte er mit kurzem Ruck den Bierrest aus seinem Glase Nikolajew ins Gesicht.

Im selben Augenblick hatte er eine dumpfe Schmerzempfindung, und helle Blitze schossen aus seinem linken Auge. Mit langgedehntem, tierischem Geheul warf er sich auf Nikolajew, und beide schlugen, mit Händen und Füßen ineinander verwickelt, zu Boden, wälzten sich hin und her, warfen Stühle um und schluckten schmutzigen, stinkenden Staub. Sie rissen, zerrten, preßten ineinander und brüllten und keuchten dabei. Romaschow merkte, wie seine Finger plötzlich zufällig in Nikolajews Mund hinter die Backe gerieten und wie er sich bemühte, ihm diesen schlüpfrigen, ekelhaften heißen Mund aufzureißen . . . Und er fühlte schon keinen Schmerz mehr, als er bei diesem wahnsinnigen Kampf mit Kopf und Ellbogen auf dem Fußboden aufschlug.

Er wußte nicht einmal, wie alles das endete, er fand sich plötzlich von Nikolajew losgerissen in einem Winkel stehend, in den man ihn gedrängt hatte. Wetzkin gab ihm Wasser zu trinken, aber Romaschows Zähne klapperten krampfhaft am Rande des Glases, und er fürchtete, er könnte ein Stück

Glas abbeißen. Seine Uniform war unter der Achsel und auf dem Rücken zerrissen, und eine losgerissene Epaulette hing nur noch an einem Zwirnfaden. Stimme hatte Romaschow nicht mehr, und er schrie klanglos nur mit den Lippen:

„Ich werd' ihn . . . werd's ihm schon zeigen! . . . Ich fordere ihn! . . .“

Der alte Lech, der bis dahin am Ende des Tisches süß geträumt hatte, jetzt aber ganz aufgewacht war, sagte nüchtern und erst in ungehörlich strengem, befehlendem Tone:

„Als Rangältester befehle ich Ihnen, meine Herren, sofort nach Hause zu gehen. Verstanden? Sofort. Morgen werde ich dem Regimentskommandeur von dem Vorgefallenen Meldung machen.“

Und alle gingen verwirrt und bedrückt auseinander und vermieden es, sich anzusehen. Jeder fürchtete, in den fremden Augen seinen eigenen Schrecken, sein Schuldbewußtsein und seine klawische Angst wiederzufinden — den Schrecken und die Angst kleiner, schmutziger Tiere, deren dumpfe Vernunft plötzlich von hellem Menschenbewußtsein erhellet wird.

Am hellen, kindlichreinen Himmel und in der beweglichen kühlen Luft dämmerte es. Die feuchten, von kaum sichtbarem Dunst eingehüllten Bäume erwachten schweigend aus ihrem dunkeln, rätselhaften nächtlichen Traum, und als Romaschow beim Nachhausegehen sie und den Himmel und das graue, taufeuchte Gras anblickte, da fühlte er sich jämmerlich klein, häßlich, mißgestaltet und diesem unschuldigen, im Halbschlummer lächelnden reizenden Morgen unendlich entfremdet.

20.

Am selben Tage — es war Mittwoch — erhielt Romaschow ein kurzes offizielles Schreiben:

„Das Offiziersgericht des 12. Infanterieregiments fordert Unterleutnant Romaschow auf, um sechs Uhr im Saale des Offizierskasinos zu erscheinen. Anzug wie gewöhnlich.“

Der Gerichtsvorsitzende Oberstleutnant Migunow.“

Romaschow konnte sich eines unwillkürlichen traurigen Lächelns nicht erwehren. Dieser „Anzug wie gewöhnlich“ — die Uniform mit Achselstücken und farbiger Schärpe — wurde nämlich nur bei ganz außergewöhnlichen Gelegenheiten getragen: vor Gericht, bei öffentlichen Verweisen und bei allen unangenehmen Meldungen bei Vorgesetzten.

Um sechs Uhr kam er ins Kasino und ließ durch die Ordannanz dem Gerichtsvorsitzenden seine Anwesenheit melden. Man bat ihn zu warten. Er setzte sich im Wohnzimmer ans offene Fenster, nahm eine Zeitung und begann, ohne die Worte zu verstehen und ohne jedes Interesse, mechanisch die Buchstaben übersiegend, zu lesen. Drei Offiziere, die im Speisezimmer anwesend waren, begrüßten ihn kalt und sprachen halblaut miteinander, so daß er es nicht hören konnte. Nur Leutnant Michin drückte ihm lange und fest mit feuchten Augen die Hand, sagte aber nichts, errötete nur, zog schnell und ungeschickt den Mantel an und ging fort.

(Fortsetzung folgt.)

Andreas Vöft.*)

Eines muß man als erstes zur Anerkennung des neuen Romans von Ludwig Thoma sagen: Der Andreas Vöft ist eine lebendige Gestalt. Lebendig steht der Schullerbauer von Erlbach vor einem — gerade, aufrichtig und aufrecht, herb und herb, mit den Eigenschaften seines Standes und Stammes ausgestattet, mit den individuellen Zügen eines Wesens versehen, die das Allgemeine zum Besonderen prägen, im Besonderen aber zugleich auch das Allgemeine, das Typische, verdeutlichen und unterstreichen und seinen Sinn bewerten — ja in Einzelnem sogar erfüllen. Klar, scharf, fest, rücksichtslos, hat der Dichter seinen Bauern angeschaut, so klar, daß es einem manchmal anteilslos, sezierend und zu deutlich beobachtend vorkommt. Die Beobachtung scheint durch. Sie verliert sich und löst sich im Künstlerischen auf, wo es den Menschen, das Menschliche, gilt. Da wird alles paßend, selbstverständlich, hinreichend, eigenerlebt. Sie läßt sich erkennen, wo es das Spezielle und Spezifische gilt: den Bauern. Um im Bauern zum Bäuerischen zu gelangen, um — wahr zu sein. Denn man müßte, führte man Kluge wie Dumme damit nicht irre, den Naturalismus des Werkes betonen. Aber ein aufgelöster Naturalismus, der in sich keinen Selbstzweck mehr sieht, sondern nur ein Mittel — und der, als selbstverständliche Voraussetzung der Lebensanschauung — nicht etwa der Lebensanschauung — die Dichtungsart charakterisiert, ohne sie beengen, ohne sie in sich ausschöpfen zu wollen. Man spürt nur eben, das Leben ist nicht aus einem allgemeinen, lyrischen Erfühlen dar-

*) „Andreas Vöft“, Ein Bauernroman. Von Ludwig Thoma. München. Albert Langen. —

gestellt, sondern aus Beobachtung und Anschauung heraus, aus seiner gesehenen Wirklichkeit, aus seinem nüchternen Ansehen. Jede literarische Wirkung bleibt aus, über die Pointierung bemacht sich die Sachlichkeit die Herrschaft. Nur eines beflügelt: die Tendenz. Der Roman ist ein Tendenzroman. Die Objektivität der Darstellung ist die ständige Korrektur der Tendenz. Darin ist der Roman vollkommen — vollkommen in der Gestalt des Andreas Böst. Vollkommen im Bauern, vollkommen im Allgemeinen, das sich mit dem Schillerschen Satze ausdrücken ließe, daß auch der Beste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Ich meine damit, daß das Tendenzlose hier in breitem Recht wirksam ist ohne Rücksicht darauf, wer die Träger der Gegensätze sind, was für Gegensätze es sind, die sie tragen. Und schon spezieller wird der tendenziöse Sinn, wenn man — obgleich allgemeiner beinahe — ihn fassen wollte: die gerade überzeugte Aufrichtigkeit muß vor der schleichenden unterwühlenden Gemeinheit und Unaufrichtigkeit der kürzeren stehen — und noch näher zum Besonderen kommen wir, wenn wir statt der Aufrichtigkeit den Bauern, statt der Gemeinheit den Pfaffen sehen. Aus diesem Besonderen aber ins allgemeine Kulturelle fließt der Gedanke wieder ein, wenn wir ihn in dieser Gegenwart des bayerischen Dorflebens erfassen, in der dem Bauern das Erwachen kommt, daß er versteht, wie ihn pfäffische Gewalt und heuchlerischer, jesuitischer Mißbrauch des Wortes und des Standesansehens in seiner traditionellen Unantastbarkeit an der Nase geführt, getrieben, betrogen, unten gehalten haben. Wie er ausgebeutet wurde und seine Arbeit in der gleichen Weise wie seine Beschämtheit dem guten Magen der Kirche zugute kamen. Wie er tyrannisiert wurde, ohne dessen recht bewußt zu werden, wie er entrecht wurde, ohne sich dessen versehen zu können. Und wie Staat und Kirche, wie Thron, Altar und Geldsack ihm das Recht so verknäuelten konnten, daß er, wie er die Schlingen entnoten möchte, sich nur tiefer verschlingt, so daß aus Recht Unrecht, aus Wahrheit Lüge, aus Offenheit Schuld und in der Verwidlung all dieser Verlehrungen und Verdrehungen, in die nicht nur die extremen Träger der Gegensätze, sondern Freunde und Feinde, die Parteigänger, die Ausruher und Heuchler noch eingreifen, das Verhängnis wie Giftkraut emporwächst. In der eigenen Familie schlägt es Wurzel — der feste, gehaltene, gepflegte Boden ist gelodert. Unglück kommt hinzu. Denn nach altem Bauernglauben, der eine alte Wahrheit enthält, kommt kein Unglück allein. Noch ist der Widerstand stark genug, noch hält die Kraft des Alleinseintönens durch. Aber das Gift zehrt an dem festen Wesen, zehrt an seiner Sicherheit, an seiner Klarheit, an seinem energisch gehaltenen Gleichgange. Verbißtheit, Mißtrauen beherrschen den Mann, der seine alte Beherrschung zum eigenen Schaden in wiederholten Fällen verliert. Und schließlich kommt die Schuld. Das so berechtigte, einleuchtende Schuldigwerden — das Schuldigwerden, wie ihm nomenadgerweise jeder von uns verfallen wäre. Darin ein so großes Mitfühlen, Mitleben, ein so schmerzvolles Beobauern liegt. Darin die Taktik liegt — wenn der Dichter danach ist. Denn man muß wissen, die Tragik liegt in seiner Sache und in jeder — es kommt nur auf den Dichter an. Tragisch endet der Andreas Böst. Das muß zum Lobe Thomas noch gesagt werden, ehe der Tadel, oder ehe die Einschränkung beginnen darf. Aber sie muß nun beginnen.

Es wird gewiß Leute geben, die das Buch seiner Tendenz wegen ablehnen möchten. Einige, weil sie die Tendenz aus der Dichtung verbannt wissen wollen. Andere, denen diese Tendenz zuwider ist. Mit den einen wie mit den anderen ist nicht zu rechten. Man mag die Verechtigung der Tendenz in der Kunst anerkennen oder nicht, mag die gelittene lieben und loben oder von sich weisen und verachten, darauf kommt es nicht an. Die Dichtung selbst, die schöpferische Dichtungswirkung, die ist allein ausschlaggebend, die gleicht aus und hebt auf. Die zwingt. Man kann den Sinn eines Werkes ablehnen, seine Kraft bleibt. Und in seiner Kraft bleibt sein Wert, das muß ausgemacht sein. Ebenso wie dieses: das freieste, fortgeschrittenste, bestgemeinte Werk seinem Sinne nach, kann künstlerisch ein Nachwerk bleiben. Wie sehr es seinen Verfasser ehren mag — die Kunst gehts nichts an.

Darin also ist Thoma nicht zu verteidigen, weil er darin nicht anzugreifen ist. Darüber steht er in seinem Werke und sein Wert in ihm. Seine Angriffslichkeit liegt wo anders. Selbst in der abstrakten Herauslösung des Inhalts hält man sich an den Schullerbauern, an den Andreas Böst. Sein Gegner, der Pfarrer Baustätter von Erlbach, so sehr er im Gedankenfelde gewichtig vor uns dahinschreitet, im dichterischen Gesichtsfelde verschwindet er uns. Er ist nicht gestaltet. Er lebt uns nicht. Er ist nicht Gestalt geworden. Er ist uns der Pfaffe, der feiste vielleicht noch, aber er ist nicht der Baustätter. Er hat nicht individuelle Züge, individuelle Züge seiner selbst willen. Er ist ein Eitel und ein Lump, ein herrschsüchtiger Hälfcher und ein hinterhältiger Jesuit — ja gewiß, er ist recht viel, aber er ist's nur als Mittel zum Böst. Er ist dazu da, daß der Böst an ihm herauswache, daß der Böst an ihm zugrunde gehe. Er ist das Decrescendo, damit das Crescendo des Böst, das sich zu einem wundervollen, von allen Seiten aus aufgebauten Fortissimo in der Totschlägense steigert, damit es emporstürzen kann. Das ist die Unvollkommenheit des Romans, die der dichterische Wert wie die Tendenz in gleichem Maße zu tragen haben. Aber wie prächtig, es muß im aufrichtigsten und vollsten Sinne wiederholt werden, wie prächtig ist diese Unvollkommenheit durch die Vollkommenheit aufgehoben, die dichterisch wie tendenziös der Bauer Böst darstellt, der damit zu einer der markantesten, eigenartigsten und sichersten Gestalten unserer Romandichtung ge-

worden ist, als Mensch und als Bauer eine fest- und breithingestellte Schöpfung.

Und dies etwa ist der Inhalt des Romans: In Erlbach will der Pfarrer zu seiner und Gottes größerer Ehre einen Turm an seine Kirche bauen. Der Schullerbauer spricht gegen seinen Plan, und der Plan wird nicht ausgeführt. Der Pfarrer aber sucht seine Rache. Schikanen nach Schikanen, Beschimpfungen nach Beschimpfungen, Kränkungen und Verleumdungen, die seine christliche Liebe dem widerspenstigen Schäfschen seiner Herde zufügt. Des Böst Züngstgebornes, vor der Laufe unter den Händen der Amme rasch verschieden, muß an die Friedhofsmauer als Heidenkind beerdigt werden. Des Böst Tochter wird vom Sohne des Hieraugl schwanger, und der würdige Pfarrherr verfehlt nicht, des Böst Hausregiment in ein bezeichnendes Licht zu stellen. Des kirchentreuen Hieraugl's Säuslein rührt er nicht an. Und dem unehelichen Kinde der Bösttochter will er einen schimpflichen Namen antausen. Da zieht er den kürzeren. Aber den Böst haben sie zum Bürgermeister gewählt. Er ist ein Repräsentant der Bauernbewegung. Bauernbund und Ultramontanismus sind aneinandergeraten. Der Bürgermeister muß fallen. Es ist eine Nachfrage für den Pfarrer. (Es ist ja alles Nachfrage für die Pfarrer.) Er tut Einpruch beim Bezirksamt. Er gibt dem Böst einen falschen Rummund. Er fälscht eine hinterlassene Notiz seines Vorgängers, des guten Pfarrers Held, daß der Böst seinen eigenen Vater mißhandelt habe. Seither blieb der Böst gerade — das nagt an ihm. Er will um sein Recht kämpfen. Es ist zu sehr verschlungen, das gute deutsche Recht. Es ist in zu sicheren Händen, daß es dem einfachen Bürger gegeben werden könnte. Am Böst frißt es, daß er zum schlechten Sohne gestempelt worden. Auf ewige Zeit, für Kind und Kindeskind — durch Eintrag ins Kirchenbuch. Schwarz auf Weiß. Sein Leben rinnt ihm saute aus den Händen. Sein Leben, und was er besitzt und erworben, seine Arbeit und sein Glück. Da will's kommen wie eines herben Herbsttags Arbeit: die Schrift ist gefälscht. Wahrheit muß Klarheit werden, das Licht muß die schwarze Schande besiegen. Aber Recht haben und Recht finden ist zweierlei. Beweisen! Wer glaubt dem Bauern, wenn der Gottesmann das Gegenteil sagt! Das würde ja an aller geistlichen und weltlichen Autorität rütteln. Und Böst vertührt sich in die aufgebündete Schuld, in sein Alleinsein, in seine Machtlosigkeit. Da bringt der Oster Sonntag die Entscheidung. Er ist ins Wirtshaus gegangen. Er hat scharf getrunken. Die Bäuerin ist in Angst um den Mann, der nicht einmal heimgekommen, vom „Gemeihen“ zu essen. Der Sohn, der auf Urlaub heimgekommen, soll ihn holen. Da fällt das Wort, wie der Vater nicht gehen will und der Sohn Gewalt anzuwenden sucht: „Gel, Lump! Geh! Dir da net besser, wie Dein Bata!“ Des Pfarrers Hintermann und Parteigänger, der Hieraugl, hat's gerufen. Und der Schuller hat ihn dafür totgeschlagen mit dem Bierkrug. Vor Gericht hat der Pfarrer den Rummund abzugeben. Er macht's gut. Gut, wie er alles gemacht hat in diesem Lügengebeude, darin er Meister ist, die Wahrheit so fein zu verdrehen, daß sie Unwahrheit wird. Und der Schuller, der ins Gemeide sieht, kann's nicht durchgreifen. Jetzt gefänge es ihm nicht, wie es ihm auch früher nicht gelungen. Seine Bauernhände sind zu plump dazu. „Der ist schuld an allem“, sagt er nur. Und Richter und Pfarrer — es ist eine alte Geschichte. Autorität muß Autorität bleiben. Der Schuller sitzt auf Jahre im Gefängnis — in Erlbach bauen sie einen neuen Turm. Er ist ein Zeichen des Sieges, der Turm.

Wie viele ragen im Land . . . Der Schullerbauer sitzt auf vier Jahre. „Den hat er g'iefert, unser Herr Pfarrer!“ sagta der Haberschnaider. — Wilhelm Holzamer.

Kleines feuilletton.

o. s. Die Straßensängerin Eugénie Buffet. In dem reich, aber geschmacklos decorierten Prunksaal des Künstlerhauses sah eine erwartungsvolle Menge; d. h. erwartungsvoll in dem einfachen, natürlichen Sinn sind diese Menschen nicht. Es gehört zu ihrem Lebensreglement, sich so eine plebejische Anwendung nicht merken zu lassen. Steif und hölzern sitzen sie auf ihren Stühlen, und die Damen bewegen ihre Lognons mit bleischer Affektiertheit hin und her und sehen mit frecher Anfringlichkeit jedem ins Gesicht, wie Kriminalpolizisten. Wenn aber die steifste Dame vor mir, die auch ihre kontrollierenden Glasaugen überall hin wendet — ihre Robe ist tabellos und im Haarlocken stecken Brillanten und sie spricht mit ihrer beschmurrbarteten Oberlippe so spitz und sächlich, daß der eingestrichelteste Aristokrat sich ihrer nicht zu schämen braucht — wenn sie wählte, daß hinten ihre Taille erschreckend offen steht, sie würde sicher aus ihrer steifsten Rolle fallen und sich ganz gräßlich schämen. Dieses ist gewissermaßen der Typus unserer Kultur: vorne mit Brillanten besetzt und hinten steht die Taille offen. Dieses ist das feinste Publikum von Berlin. Berlin W. Die literarische und künstlerische Elite, umflossen von den Wogen des aller-allerneuesten Parfüms.

Der Conferencier teilt mit, daß ein Freund von Madame Buffet den Abend mit einem Ruffstück einleiten wird. Dieser Freund ist ein kleiner, schwächlicher Jüngling, mit Musterverhaar, kurzem, engen Gesicht, schielenden, tiefliegenden Augen und dem Mund eines Kindes, einer Puppe. Plötzlich entsteht Lärm. Da ist sie ja schon, Eugénie Buffet, die Straßensängerin von Paris, hinten erscheint sie, am Ende

des Saales. Hinter ihr ein Begleiter. Sie tritt in ihrem Straßenkostüm, einer einfachen, rosa Waschluse auf, eine verschossene Pelerine um die Schulter geschlungen, trägt ihre Programne in der Hand, vorn hat sie stolz einige Medaillen von Wohlthätigkeitsanstalten angeheftet und so geht sie im Publikum umher und singt. Singt mit einer frischen, energischen Stimme, der man anmerkt, daß sie kräftig genug ist, im Hof, auf der Straße gehört zu werden. Dazwischen spricht sie, verlaßt die Texte, die sie reizend los wird, steckt den Erlös in ihre Schürzentasche und trällert weiter. Gesten ergänzen temperamentvoll den Ausdruck. Ihr Begleiter sekundiert ihr. Alles ist voller Leben mit einem mal. Sie reißt alle mit. Er hat, was man eine Revolverschнауze nennt. Er reißt sie auf — alles mit Absicht, aus Freude am Volk — als wollte er das ganze Publikum verschlingen. Seine Nase hat die Form einer kurzen und dicken Gurle. Und listig blinzt seine Augenlein. So geht es ununterbrochen fort, und niemals kommt ein Augenblick der Langeweile. Sie singt das Fischerlied aus der Bretagne und eine Pariser Straßensängerferenade, sie singt das Lieblingslied der Arbeiterinnen im Quartier du Louvre. Dann trägt der Begleiter, Monsieur Defrance eine Satire auf Loubet in Spanien vor und parodiert den pathetischen Stil Viktor Hugos, indem er einer mit den Tiraden steden bleibt, dann auf den Souffleur horcht und schnell die Schlüsselfaße, die er vergessen, hinterherwirft. Danach singt die Buffet literarische Lieder, das mit dem ernstern, einer wiederkehrenden Melrain „Travail“ (Arbeit!) und das eindringliche „La terre“ (Die Erde), die alles hervorbringt und alles wieder aufnimmt. Den Schluß bildet, nachdem Mr. Defrance nach aufgegebenen Stichworten improvisiert hat, das Duett eines sich anlehnenden Straßensängerpaars, die im Leierkastentton ihre Lieder singen, zwischendurch sich aber immer schimpfen und zanken.

Was an der Buffet gefällt, das ist das Frische, Unaffektierte ihres Wesens. Sie hat ein ganz simples Gesicht und trägt sich in Kleidung und Frisur ganz einfach. Nur wenn sie lächelt, bekommt sie ein besonderes Aussehen, ein naives, fröhliches Lächeln, das unwillkürlich für sie einnimmt. Ihr Vortrag ist ohne jede Gefpreiztheit, einfach, aber voller Temperament. Sie bekommt es fertig, selbst diese steifen Gesichter des Publikums zu beleben. Die ausdruckslosen, verglasten Augen haben mit einem mal etwas Leben bekommen. Ueberall, wohin man blickt, lächelnde Gesichter. Und ebenso einfach wie der Beginn, ist das Ende. Madame Buffet nimmt den Rosenstrauß, den sie bekommen, in den Arm und verläßt mit dem Publikum zugleich den Saal.

hl. **Werkwürdige Grabchriften.** Die Sitte, den Verstorbenen einen Spruch auf den Grabstein zu setzen, ist uralt. Zu uns dringen noch jene süßen Lieder der griechischen Anthologie, die so wundervoll über den Tod der jungen Frauen und der schönen Jünglinge kagen. Auch bei uns machte sich im Zeitalter der Empfindsamkeit die gefühlvolle Trauer in wehmütigen Versen kund, die man aus Höfthns oder Gleims Liedern auf das Grab schreibt. Vorher hatte schon das Barock seine schwülstigen Grabgedichte auf die Trauersteine geschrieben, von denen man in jeder Gedächtnisannlung jener Zeit so viele beisammen findet. Früher setzte man wohl einen einfachen Bibelvers oder ein kurzes Sprüchlein über Tugend und Verdienste der Entschlafenen hin; aber auch der derbe Humor und die naive Treubergigkeit des Volksgemütes regte sich in vielen Grabchriften, wie wir sie auf alten Dorfkirchhöfen noch finden können. Solch köstlicher Inschriften gibt es gar viele, wie z. B. jene, die sich Philipp Hainhofer auf dem Leipziger Kirchhof notierte: „Hier liegt begraben Hans Waizenbroth. — Sei mir gnädig, o Herr Gott: — Das ewige Leben wölet mir geben — Gleich wie ichs auch wollt geben dir. — Wann du werest Hans Waizenbroth, — Und ich unser lieber Herr Gott.“ — Oder jenes: „Hier liegt Hans Bodenstein im grünen Gras. — Der gern westfälischen Schinken aß, — Und trant gern guten Rheinischen Wein: — Gott woll seiner Seelen gnädig sein.“ — Wie sich so einfältig derber Sinn auf den Grabdenkmälern äußert, so waren sie auch vielfach der Platz, auf dem man noch zuletzt seine geistvollsten Einfälle verschwendete. Alle Epigrammatiker haben sich in wichtigen Inschriften versucht, die bald satirisch, bald ironisch noch übers Grab hinaus der Menschen eitles Wesen verfländen. Besonders in Frankreich haben nicht wenige berühmte Leute sich selbst oder anderen solche Grabchriften gesetzt. So verfaßte Voltaire folgendes Epigramm für sein Grab: „Voltaire beendete sein Leben, — sein Leben war des Neides wert; — ihm haben stets, in Lieb' ergeben, — Emilien und Cidevilles Herz gehört.“ M. de Cideville war des großen Schriftstellers bester Freund und unter Emilie haben wir wohl Mme. du Châtelet zu verstehen. Eine bitterböse Grabchrift verfertigte Präsident du Lorens auf das Grab seiner Gattin: „Hier liegt mein Weib; ach wie so gut — das ihrem Leib und meinem tut.“ Diderot hat ebenso eine sehr molante Inschrift für das Grab des Grafen Cahlus verfertigt. Cahlus, der ein fanatischer Sammler von Altertümern war und in der Geschichte der Archäologie eine bedeutende Stellung einnimmt, war in seinen Klassizistischen Kunstanschauungen der größte Antipode des genialen Kritikers. Als er daher starb und angeordnet hatte, daß sein Körper in einen alten porphyrenen Sarkophag beerdigt werde, schrieb Diderot folgendes Epigramm: „Hier liegt ein alter Antiquar; darum ist es nicht schade — daß man ihn hat nun einlogiert in eine alte Lade.“ Der

Dichter Xavier de Maistre schrieb sich folgenden Grabpruch: „Hier unter diesem Stein liegt Xavier, des Staunen nie verfißt; — er fragte, woher der Wind denn weht — und warum der Regen nieder- geht.“ Melancholisch ist die Grabchrift, die sich der erste Gatte der Maintenon, Scarron, setzte, den sein verkrüppelter Körper sein Leben lang ans Krankenlager fesselte, und der doch so lustige und komische Werke geschaffen hat: „Er spürte schwer des Lebens Rot, — Der jetzt hier seine Ruhe hält. — Tausendmal litt er schon den Tod, — bevor er schied aus dieser Welt. — Wanderer, sei leise, wandere sacht und wecke nicht den armen Mann, — Denn es ist ja die erste Nacht, — Die Scarron endlich schlafen kann.“ —

t. **Die magnetische Erforschung des Stillen Ozeans** ist auf Veranlassung des Carnegie-Instituts in Washington in Angriff genommen worden. Das Fehlen von erdmagnetischen Beobachtungen innerhalb dieses ungeheuren Teiles der Erdoberfläche wurde von der Wissenschaft schon längere Zeit als ein empfindlicher Mangel betrachtet, der selbstverständlich auch für die Praxis, nämlich für die Schifffahrt, erhebliche Folgen gehabt hat. Zum Zwecke der Expedition, die zunächst den nördlichen Teil des Stillen Ozeans bereisen sollte, wurde ein hölzernes Segelschiff von 600 Tonnen, die Brigg „Galilee“ aus San Francisco, geschartert, umgebaut und bis zum August fertiggestellt. Zunächst wurden magnetische Beobachtungen an verschiedenen Stellen der Küste um die San Francisco-Bai unternommen, um die Brauchbarkeit des Fahrzeugs und die etwa notwendigen Vorsichtsmaßregeln für die Genauigkeit der Messungen festzustellen. Dann verließ das Schiff noch Anfang August San Francisco und traf am 12. August in San Diego ein. Auch diese kurze Kreuzfahrt diente noch hauptsächlich den Versuchen mit den verschiedenen Instrumenten und Methoden. Professor Bauer, der bedeutendste Erdmagnetiker der Vereinigten Staaten, der darüber an die Wochenschrift „Science“ berichtet hat, leitete diese Probefahrt selbst. Am 1. September brach die „Galilee“ nach den Hawaii- und Midway-Inseln auf und wird am 1. Dezember in San Francisco zurück erwartet. Nach diesen beiden Reisen, die auch noch zur Probezeit gerechnet werden, wird das Schiff dann im nächsten Jahre frühzeitig zu einer längeren Kreuzfahrt in See stechen, die den ganzen Umfang des nördlichen Pazifischen Ozeans umfassen soll. Der Kapitän des Schiffes hat mit diesem früher einige Rekordfahrten gemacht und gilt als trefflicher Kenner der betreffenden Meeressteile. Der wissenschaftliche Stab besteht aus vier geschulten magnetischen Beobachtern. —

Humoristisches.

— Zur Vereinsmeierei. „Was sind denn das für behäbige Herren, die an dem langen Tisch sitzen?“
 „Das ist der Vorstand des Vereins für naturgemäße Lebensweise.“
 „Und der schmale, blasse Jüngling, der allein mitten im Saale sitzt?“
 „Das ist das Mitglied!“ —
 — Höchster Grad. „Ist das neue Stück sehr realistisch?“
 „O ja! Im dritten Akt stirbt der Held, und da werden sogar Todesanzeigen unter die Zuschauer verteilt!“ —
 — Im Vergler. „Gestatten Sie, Herr Prinzipal, daß ich an meinem Hochzeitstage vom Dienste wegbleibe?“
 „Ja, müssen Sie denn überall dabei sein?“ —
 („Fliegende Blätter“).

Notizen.

— Ein neues Stück von Hermann Sudermann, „Das Blumenboot“, Schauspiel in vier Akten und einem Zwischenspiel, ist soeben im Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nach erschienen. —
 — Das Metropol-Theater soll ausgezeichnete Geschäfte machen. Nach dem „Konfekt.“ verdient der Direktor 130 000 bis 140 000 M. jährlich. —
 — „Die Nazarener“, eine dreialtige Oper von Viktor Hansmann, ist vom Braunschweiger Hoftheater erworben worden. —
 — Franz Stud ist vom Direktor der Uffizien in Florenz aufgefördert worden, für die berühmte Sammlung von Künstlerbildnissen sein Porträt zu liefern. —
 — Hermione von Preußen geht nach Indien. Die „Schinken“ im nächsten Jahre! —
 — Eine geeignete Kreuzottergegend ist der Stolper Landkreis. In diesem Jahre wurden 1146 M. an Fanggeld für 4584 Kreuzottern gezahlt. —
 — Seit September 1902 hat die Biologische Anstalt auf Helgoland eine große Anzahl von Seefischen, vorwiegend von Plattfischen, mit Marken versehen und in der Nordsee und in der Ostsee ausgelegt. Die Marken bestehen zum Teil aus Aluminiumringen, zum Teil aus Hartgummistiften. In Zukunft werden auch andere Fische, besonders Kabeljau, gezeichnet und ausgelegt werden. Als Prämien für einen wiedergefangenen gezeichneten Fisch werden zwei Mark bezahlt, falls der Fisch mit Angabe des Fangplatzes und Fangtages abgeliefert wird. Wird nur die Marke ohne den Fisch mit diesen Angaben abgeliefert, so wird eine Prämie von einer Mark bezahlt. Bei größeren, wertvolleren Fischen wird auch der Marktkreis vergütet. —